

**Zeitschrift:** Die Berner Woche  
**Band:** 28 (1938)  
**Heft:** 51

**Artikel:** Die Hirten von Rocca [Fortsetzung]  
**Autor:** Renker, Gustav  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-649510>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 19.11.2024

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Die Hirten von Rocca

ROMAN VON GUSTAV RENKER

## 8. Fortsetzung

Hauptmann Trojani ging hinauf; mit ihm zwei schwerbewaffnete Karabinieri. Das Gerücht von der Feindschaft zwischen Beni und Badrutt stachelte seinen Amtseifer. Ich erwartete, daß er das Nest leer finden würde. Erst durch ihn erfuhr ich, daß der schwarze Gian noch oben weile.

„Nein“, sagte Trojani auf meine Vermutungen hin. „Er ist nicht von der Welt abgeschlossen. Keineswegs! Ich habe von der Hütte aus eine gut ausgetretene Pfadspur gegen Westen gesehen.“

„Gegen Westen? Dort stürzt die Bergine ja in gewaltigen Wänden zum Val Doria ab.“

„Weiß ich. Aber der Bergwolf wird seinen Schlupf gefunden und im Val Doria vertraute Leute haben. Nach der Geschichte mit dem Julen dürfte er diplomatisch genug sein, vorberhand mit Rocca ohne Kontakt zu bleiben.“

Trojani wußte auch, daß Badrutt Schmuggler sei. In allen Tälern ringsum ist der Bergkönig wie ein tönendes Heldenlied lebendig. „Solange er nichts nach Italien hereinschmuggelt, ist uns die Sache wurst. Mögen sich die Schweizer Doganieri die Zähne an dem zähen Braten ausbeißen. Und noch eins, Herr Pfarrer — erwischen wird man ihn doch nie. Er ist ein Napoleon des Bergkrieges. Ich habe alle Gerüchte über ihn gesammelt. Ah, ich bewundere ihn. Wenn ihn nicht einmal die Kugel Schupplis trifft, also außer durch rohe Gewalt, ist er nicht zu kriegen.“

Der romantische Sinn des Italieners hat am Dämon der Bergine Feuer gefangen. Es ist dieselbe Begeisterung, welche aus den Banditen der Abruzzen und den Maffialeuten Heroen macht.

Beni hatte wenig ausgesagt. Was wußten wir auch beide? Schritte im Fels, eine Nebelgestalt über dem Firn und ein Schuß!

Auch wenn wir zwei allein sind, bleibt Beni stumm. Vielleicht will er mir nicht weh tun.

„Es hat doch mir gegolten“, drang ich in ihn. „Welche Ursache hatte Badrutt, Euch abzuschießen wie eine wechselnde Gemse?“

„Die Angst, daß es sonst einmal umgekehrt sein würde. Er hat daraus, daß ich seine Gastfreundschaft zurückwies, gesehen, daß der alte Haß noch lebendig ist.“

„Der Mann fürchtet niemand, auch Euch nicht. Nein, es war für mich. Wir sind mit einer Kriegserklärung auseinander gegangen, und er hat eben den Krieg sofort begonnen.“

Beni schüttelte den Kopf. Er mußte ja wissen, was in mir vorging. Daß Minas Vater mich hatte morden wollen! Würde dieser Schatten nicht immer über einem Glück liegen, das ich erhofft hatte und das ich langsam schwinden fühlte?

Keine Botschaft von ihr! Wie konnte auch eine kommen, wenn keine Wegspur den Schnee zerschnitt.

Zur Witwe Paterno ging ich immer wieder. Sie ist mir wie ein Vermächtnis Minas. Und stets ist der geheime Wunsch, sie hätte Botschaft bekommen. Aber die Alte weiß nichts. Sie ist mürrisch und dabei doch gesprächig. An jedem Wort hängt ein Haften der Verbitterung. Sogar gegen Nina Badrutt. So sei

das mit den feinen jungen Mädchen — zuerst verwöhnten sie eine Arme aus Spielerei des Wohltuns, und dann ließen sie ein Bedürftiges im Dreck liegen. Die Paterno spricht oft unflätig, wie sie das im Maurerwanderleben ihres Mannes gelernt haben mag.

Sogar gegen mich stichelt sie. Wenn ich ihr mit meinen bescheidenen Kochkünsten ein Süpplein gekocht habe und nun beim Anrichten das kurze Tischgebet spreche, geifert sie gegen das Salbadern, wie sie sagt, los. Ich erwidere nichts, esse einige Löffel mit ihr und denke mir mein Sprüchlein der Danksgung. Ich kann doch den Herrn Jesus nicht zu Gast laden und gleich darauf von der giftigen Alte hinauswerfen lassen.

Die Stunden bei der Paterno sind das Seltsamste meines Amtes. Ich bin hier Knecht aus freiem Willen und werde von dem armen Weiblein geradezu so angesehen.

\* \* \*

Weihnacht kommt! Wir sind hoch im Dezember, die Lawinen hat der Frost gebunden, und der Weg nach Forni Avoltri ist wieder frei. Langsam zieht das Christuswunder in die Herzen der granitenen Menschen von Rocca. Kaum merklich ist es gekommen, daß sich die Spinnstube immer mehr füllte. Auch die Männer sind da, sitzen in den Bänken, haben die knotigen braunen Fäuste auf den Knien liegen und sehen mich mit ihren abgründigen Augen fragend an, wenn ich spreche.

Da hab ich nun vorgeschlagen, wir wollten abseits des Gottesdienstes uns gelegentlich an einem Abend der Woche zusammenfinden, um allerlei Dinge zu besprechen. Dem Georg Zraggen sagte ich es, just ihm, der als einer der letzten zur Spinnstube gefunden hatte.

„Tut nicht not, Pfarrer“, meinte er. „Was soll das Reden? Daß wir zur Predigt kommen, mag Euch wäger genug sein. Hätte es nicht gedacht, daß Ihr's dazu bringen würdet. Lasset es so sein und wollet nicht zuviel.“

„Nein“, entgegnete ich, „anders mein ich's. Wir wollen nicht beten und singen. Gott hat es nicht notwendig, sich den Menschen aufzudrängen. Ich meine es anders. Ich bekomme da stets eine Zeitung, und die ist wie ein buntes Bilderbuch. So viel steht darin. Ihr hier wisset kaum, was in der Welt unten läuft. Nur der Beni weiß es — der giert nach dem Blatt wie ein Kind nach dem Apfel.“

„Können eh die mehrsten nicht lesen.“

„Eben darum. Wie wär's, wenn ich Euch jeweilen berichten täte, was die Menschen treiben? Da ist jetzt ein großer Krieg im fernen Asien — ein feuerpeiender Berg hat eine ganze Insel vernichtet — in einem Lande haben sie den König bei Nacht und Nebel davongejagt . . .“

„Eh nein, was Ihr da angeht!“

„'s ist so. Wenn's Euch gelustet, davon mehr zu hören, kommet am Donnerstagabend in die Spinnstube.“

So hat es begonnen. Und der Zraggen kam, der Allmen, der Ebener, der Ruch — ihrer sechs, sieben. Die weite Welt rollte auf, heißes Leben glühte in jahrhundertelange Versunkenheit. Abwechselnd mit Beni las ich die Zeitung vor, und dann begann

Frage — Antwort, Frage — Antwort. Wie tief zu den einfachsten, unseren Schulkindern geläufigen Vorstellungen mußte ich hinabsteigen, damit sie alles verstanden.

Ein feuerpeiender Berg! Ja, da mußte ich bei der Urgeschichte der Erde beginnen, beim lodernnden Splitter, der sich auf ein Geheiß Gottes vom Sonnenball gelöst hatte. Man kann erzählen und schildern vor staunend starrenden Augen und halbgeöffneten Mündern. Dinge berichten, die wirklich sind. Dabei aber immer ganz zart und unauffällig Worte einflechten, die tiefer greifen. Wer geschickt erzählt, kann den Zuhörer fachte auf seinen Pfad drängen.

So werden mir die Abende reich, deren Mittelpunkt das weiße Zeitungsblatt ist, das Hunderte von Kilometern von hier in meiner Heimatstadt brüllende Rotationsmaschinen ausstoßen.

Nun aber kam der Advent, und die Schauer der Raubnächte liegen über dem verschneiten Bergdorf. In einem stöbernden Nebelwallen bin ich mit den Kindern und etlichen Frauen in die Rindinaschlucht hinabgestiegen und habe eine stattliche Weißtanne gefällt, die wir selbender nach Rocca empor-schleppten. Aber eines fehlte, und nicht das Geringste, um das Wunder des Lichterbaumes zu gestalten — der liebe Glitzerkram, in dem das Leuchten der Kerzen wogt und flimmert. Auch waren die Kerzen, welche ich vom Krämer zu Forri Wooltri kommen ließ, plump und spröde, ließen sich nicht zu kleinen Stücken schneiden, und ihr Docht glosste übel.

Da habe ich denn mein Felsenest zum ersten Male verlassen und bin das lange Rindinatal hinausgewandert, um mir das Nötige in der Stadt am See zu besorgen. Abend war es, als die tausend Lampen und Lichter vor mir aufglühten. Schwül war es hier unten, ein schmerer Druck lag auf mir. Ich war die Tiefe nicht mehr gewöhnt. Da ging ich auf spiegelndem Asphalt, und meine Nagelschuhe glitten mehr als einmal aus. Wer hätte mir den Pfarrer angesehen? In einem Schaufensterspiegel erblickte ich mein dunkelbraunes Gesicht neben anderen, die mir weiß wie Mehl schienen.

Die Läden waren schon geschlossen, als ich die Stadt betrat. Ich wollte den Abend beim Onkel verbringen und andern-tags Einkäufe machen. Aber als ich an der Villa am See die Schelle zog, kam nur eine alte Magd herangeschlürft, betrachtete den Mann im Bergkleid mißtrauisch und sagte, daß der Herr über die Festtage an die Cote d'Azur verreist sei.

Da stand ich nun fremd unter Fremden. Ich gedachte ein Hotel aufzusuchen, schlenderte zum Bahnhof, weil ich dort einige gute Gaststätten vermutete. In der Bahnhofswirtschaft nahm ich mein Abendbrot. Hier fiel ich nicht auf. Eine Menge jungen Volkes saß an den Tischen, Skier standen in den Ecken und Festtagsfreude von Schnee und Bergsonne lachte aus sportherben Gesichtern.

Wie ich nun so saß und etwas verwirrt, sogar verschüchtert vor so viel Leben um mich guckte, kam ein Beamter herein, schellte mit einer Glocke und rief einen Zug aus. Name an Name, Station an Station bis weit hinauf in den deutschen Norden. Aber zumitts darin, aufleuchtend in magischem Glanze, den Namen der Vaterstadt.

Wie im Traume war mir das: Hasten zum Schalter, rascher Griff in die Tasche, ob der Paß da sei, und nun das nachklange Rattern der Räder und Stoßen der Achsen.

Erstes Morgenlicht floß über grüne Waldbügel! Gab es denn das noch? — Felder, die weit und flach waren, blitzblanke Häuser, die breit behäbig standen, nicht am Abgrund klebten, Wälder, die sich stundenlang feierlich und still hinzogen.

Dann der Strom, über den sich die hohen Brücken schwan-gen, die spitze Nadel des Münstersturmes über der graugrünen Wasserfläche, das alte Haus unter den Buchen und Fichten, welche der Urgroßvater gepflanzt hatte . . . daheim, daheim!

Fast hätten sie mich nicht erkannt. Dann ging es läuternd, lachend und jauchzend durch die Räume.

Die Schwester riß ihren Klavierakkord jäh ab, von des Bruders Schreibtiisch polterten die Bände der juristischen Gelehrsamkeit. Es gibt so viel Dinge, die man leicht vergessen konnte in

Rocca. Ein Bad zum Beispiel, darnach leichtes Stadtgewand, blühweiß gedeckter Tisch und flaumiges Gebäud.

Vorher aber kam mein Weihnachtsglück. Die Mutter hielt es nicht aus, mich im Hause zu wissen, ohne jede Minute der kurzen Anwesenheit zu verkosten. Während ich mich rasierte, kam sie in mein Zimmer, darin alles unverändert geblieben war, saß auf einem Stuhl und sah mich in ihrer heiteren, offenen Art lange an. Als müßte sie aus dem braunen Bergmenschen die Züge des bleichen Studiosus schälen, der vor einem halben Jahr noch hier geweilt hatte. Dabei jedoch barg sie ihre Freude über mein Kommen hinter scheinbar nüchternem Beobachten und sogar Kritteeln.

„Daß du aber so verwildert heimkehrst, Hans! Ein Pfarrer sollte doch nicht wie ein Bergfer aussehen.“

„Bergfer nicht“, antwortete ich und verzog das Gesicht, um die rechte Backe zu bearbeiten. „Aber dort oben kann man nicht in schwarzem Bratenrock herumgehen, sondern muß sich in der Kleidung der Gegend anpassen.“

„Nun ja. Aber Fräulein Badrutt . . .“

Mich riß es herum, durch den Seifenschäum tropfte Blut. Der Mutter Augen waren eine einzige Frage.

„Wieso kennst du den Namen?“

Ein wenig Gefränktschein schwang in ihrer Stimme. „Von dir nicht. Du hast uns ihn ja nie genannt. Nach deinen Briefen dachte ich, in Rocca lebten nur Halb wilde. Da kommt nun vorgestern eine sehr hübsche und elegante junge Dame . . .“

Es war gut, daß ich eben mit dem Maunstein über die Wunde fuhr. Hätte ich noch den Rasierapparat an der Wange gehabt, so hätte es gewiß einen zweiten Schmiß gegeben.

„Sie war hier?“

„Ja, sie hielt es für nett, den Eltern des Herrn Pfarrer einen Besuch zu machen. Was sind das für Leute, diese Badrutt?“

Ich fühlte, daß Mutter nun sehr beleidigt war. Sie ist ja herzensgut, aber leicht gekränkt, wenn sie nicht über alles unterrichtet wird, was sich im Leben der Kinder ereignet. Das war schon immer so. Wir verschwiegen ihr bedeutungsvolle oder bedeutungslose Kleinigkeiten, weil wir nur zu genau wußten, daß diese dann Gemeingut der ganzen Verwandtschaft, vor allem der unterschiedlichen weißen alten Tanten wurden. Und wenn Mutter doch davon erfuhr, ging sie stundenlang mit unnahbarem Gesicht und beleidigt vorgewölbten Lippen herum. Jetzt empfand sie aus meinem Aufschrecken, daß Nina Badrutt, von der ich nie nach Hause geschrieben hatte, irgend etwas im Leben des Sohnes bedeute.

„Badrutt sind nicht aus Rocca. Sie leben etwa vier Stunden entfernt — in einem Berghaus. Ich war nur einmal dort auf Besuch.“

Wie das alles klang! So wie Bewohner einer Willenskolonie von ihren Nachbarn sprechen. Aber es mußte so klingen, damit Mutter sich einigermaßen befriedigt fühlte.

Sie bohrte weiter — das ist so ihre Art. „Ist es eine gute Familie? Das Fräulein machte einen ausgezeichneten Eindruck. Tante Emma gefiel sie auch sehr gut . . .“

Das war ja reizend! Die liebe Tante, die gefährlichste Giftzunge der ganzen Familie, war zufällig hier gewesen, als Nina meine Eltern besucht hatte.

„Tante findet sie sehr gebildet. Nur habe sie etwas zu lange Beine. Wie ein Storch, meint Tante. Und ein etwas aufdringliches Parfüm . . .“

Mutter plätschte fröhlich weiter, und ich schwieg, um die wenigen Stunden meiner Anwesenheit nicht durch Streit zu vergällen. Wenn Tante Emma jemanden gebildet nannte, so war das für Mutter gültiger als Maturandenzeugnis und Rigorosum. Die Tante las viel und oberflächlich und hatte ein rapides Mundwerk, um das Gelesene zur Geltung zu bringen. Die Antipathie gegen Ninas Parfüm war begreiflich, denn Tante wusch sich aus Sparsamkeit nur mit beizender Wäscheseife und betrachtete sogar die Verwendung von Eau de Cologne als

ein Zeichen der Halbwelt. Aber was Tante sprach, war für Mutter Gesetz.

Was ist der Vater? Warum lebt er in den Bergen? Ist Vermögen da? Welche Schulen hat das Mädchen besucht? Die Fragen schwirrten wie Mücken. Ich bemühte mich, sie befriedigend zu beantworten. Denn in mir arbeiteten andere Fragen wie wirbelnde Räder. Warum vor allem war Nina hier gewesen? Weshalb hatte sie meinen Eltern einen Besuch gemacht? Wäre sie doch lieber zu mir nach Rocca gekommen! Und wie war sie ins Tal gelangt, ohne Rocca und den Weg durch die Rondinatschlucht zu benützen? Es gab also noch einen Abstieg von der Bergine nach Westen ins Val Doria. Und er mußte leichter, gefahrloser sein als der Ostweg unter den Lawinengefährdeten Hängen des Berges.

Die wenigen Stunden verflogen rasch, und ich durchlebte sie wie in einem Traum. Froh war ich, als ich mit den Geschwistern durch das weihnachtsbesetzte Treiben der Stadt ging, mich in Geschäften drückte oder geschoben wurde. Das gab etwas Abwechslung, ja Schutz vor dem Wasserfall niederprasselnder Gedanken.

Sie bedrängten mich auch, als ich wieder bergwärts fuhr. Vater wollte nicht, daß ich eine zweite Nacht auf unbequemem Sitz durchfahre, er hatte mir eine Schlafwagenkarte gelöst. Aber das große „Warum?“ dröhnte immer in den sachte einsehenden Schlummer.

Die Berge rückten heran; ich riß das Fenster auf, um die Großen, ewig Getreuen zu begrüßen. Und da, im harschen Eishauch der Gipfel, die schwarz in der Sternennacht standen, kam mir plötzlich eine Lösung zugeflogen: Nina war bei meinen Eltern gewesen, um dadurch mir eine Botschaft zukommen zu lassen. Ja, so war es, nicht anders! Der Besuch war ein stilles „Ich denke dein!“ Sie sagte sich, daß mir die Eltern davon schreiben würden und daß ich daraus meine Schlüsse ziehen könnte.

Nun überfiel mich der Schlaf, bis ein trüber Tagesanbruch kam. Jenseits der Hochalpen war Föhn, in der Stadt am See regnete es, und vom Val Rondina war nur der Eingang sichtbar. Alles andere stat in tiefen Wolken.

Meine Blicke aber wanderten immer nach links, wo sich einige Kilometer westlich eine zweite Furche aufstaut. Das Val Doria! Ein hoher Felskloß sperrte es ab, durch eine tiefe Klamme hatte sich hier der Wildbach Bahn gebrochen. Auf der Spitze des steilen Hügels ragten Mauern einer zerfallenen Burg, zu ihr wand sich ein Karrenweg empor. Auch hier konnte man nicht weitersehen, die Wolken schleiften ebenso tief wie im Rondinatal. Und wie gerne hätte ich in den Talfluß gespäht, die Flanke betrachtet, mit welcher die Bergine ins Val Doria abstürzte.

Es war früh am Tage, und nach Rocca kam ich immer noch zurecht. Ich nahm ein Autotaxi und fuhr bis zum Eingang des Val Doria. Ob es nicht weiterginge? Der Chauffeur lachte und wies auf den Karrenweg. Ein Auto sie kein Maultier. Im leise pochenden Regen stieg ich allein zur Burg hinauf, sah hinter dem verwitterten Gemäuer eine langsam ansteigende, waldige Hochfläche, auf welcher schon erste dünne Schneedecke lag. Kein Haus, geschweige denn ein Dorf weit und breit! Auch der Pfad wurde undeutlich, verlor sich in der sumpfigen Senke zwischen Ruine und Wiese und trat am Wald wieder deutlicher hervor. Dann sperrten die Wolken jede Sicht.

Den Taxichauffeur, der am Schloßhügel gewartet hatte, frug ich, ob es da hinten Dörfer gebe. Er sah mich verwundert an. Dörfer? Das sei der wildeste Graben weitem, nur eine verwahrloste kleine Alp sei dort, und dann sei die Welt mit Steinen vermauert. Das wisse er genau, denn er habe einmal einen Ausflug zu der Alp gemacht — Malga Becol heiße sie. Ja, er sei ein großer Naturfreund, und schön sei es dort schon. Aber wild und steinig. Auf der Malga Becol sei im Sommer auch nur Jungvieh, für Milchkuhe sei zu wenig Gras.

Er fuhr mich noch ins Rondinatal, soweit das Sträßlein befahrbar war. Dann wanderte ich allein und war noch nicht weit hinter Forni Wooltri, als die frühe Nacht sank. Aus dem Regen war längst Schnee geworden, mit leisem Klirrendem

Kauschen sank er nieder und deckte frische Spuren auf dem Wege. Offenbar waren heute mehrere Leute zu Tal gegangen, wohl um Weihnachtseinkäufe zu machen.

Aus unsichtbaren Winkeln grölte und murrte es, die Lawinen gingen los. Die Nacht um mich wurde immer dunkler und das Kauschen des Schnees stärker. Als ich über die neue Rondinabrücke schritt, trachtete es oben in den Felsen der Bergine, der heulende Tod segte im Unsichtbaren nieder.

Ueber die ersten Kehren oberhalb der Schluchtkante segte ein lautloser Wind, der die Schneeflocken fast horizontal vorwärts trieb. Um mich war dunkles, finsternes Weiß. Der Schnee hatte noch immer etwas Leuchtkraft, aber darüber lag der schwarze Schleier. In ihm floß jetzt eine rote zuckende Wolke auf, wie wenn ein ferner Komet zwischen farblos hellen Sternhaufen steht. Der Schein wuchs, wurde zu einer sachte hin und her pendelnden Kugel, löste sich in Einzelflammen auf.

Fackeln sprühten, in ihrem Purpur tanzten die Schneeflocken wie ein Schwarm glühender Mücken.

Eine Gestalt wurde lebendig, die eben noch wie eine verkrüppelte, brennende Zwergtiefer ausgesehen hatte. „Gottlob, daß Ihr da seid, Herr Pfarrer!“

„Beni! Was treibt Ihr hier in der Nacht?“

Die schwere Masse des Zraggen schob sich vor. „Er war nicht zu halten aus Angst um Euch. Uns alle hat er damit aufgerissen.“ Er wies mit der Hand in die Runde. Da standen sechs Männer aus Rocca, verummmt, schneeüberflutet, Fackeln in den Händen.

Ich sah von einem ins andere Gesicht. Die alle hier hatten sich mir anfangs fern gehalten, in ihren dunklen Blicken hatte ich Feindschaft gelesen — jetzt standen sie am Weg und harrten meiner.

„Die Lauen fahren ab — wir müssen warten“, sagte Zraggen. „Als Ihr vorgestern und gestern nicht kamt, haben wir es ruhig hingenommen. Das Wetter war schön, und der Beni meinte, Ihr wäret wohl bei Eurem Onkel in der Stadt geblieben. Aber heute, wie gegen Nachmittag der Föhn kam und es naß zu schneien begann, da trieb uns der Beni, Euch zu erwarten. Denn heute würdet Ihr sicher kommen.“

„Warum glaubtet Ihr das, Beni?“

„s ist doch morgen Weihnacht, und die Kinder freuen sich so.“

„Wird sein, noch mehrere als die Kinder!“ brummte Zraggen und schlenkerte einen Tropfen Pech ab, der auf seine Hand gefallen war.

„Baumpuzete soll doch morgen sein in der Spinnstube“, erklärte Beni eifrig. „Der Almen hat eine Sau gemezget dazu.“

Wir standen unter einem überhängenden Felsblock, der leidlichen Schutz vor dem saufenden Schneetreiben gewährte.

„Aber wohin jetzt, Ihr Leute? Hier können wir doch nicht bleiben. Wollen wir wieder nach Forni Wooltri und einen heißen Tee trinken?“

„s ist etwas höher oben eine Schafhütte. Die steht sicher. Und wenn die große Laue abgefahren ist, können wir gut heimkehren.“

Die große Laue — das war das weiße Tigertier, das den ganzen Hang, an dem sich der Weg hinzog, befrisch. Ich war nun wohl geübt im Klettern und Steigen, aber von den Gefahren der Berge hatte ich noch zu wenig gelernt. Unbekümmert wäre ich ohne die Fackelwacht der Roccaner den Weg weitergewandert, etwa eine Viertelstunde unter dem Fallbeil des Todes, das hoch oben im Unsichtbaren hing. Es überließ mich eiskalt.

„Und wenn sie nun heute nacht nicht niedergeht?“ fragte ich, als wir die kleine, zwischen Felsen geduckte Hütte erreicht hatten.

„Dann müssen wir eben hier warten oder doch nach Forni hinabgehen. Der Wirt hat einen guten Chianti“, schmunzelte Zraggen. „Aber sie wird kommen, verlaßt Euch darauf. Bei dem Schneesturm löst sie sich in wenigen Stunden.“

Die Hütte war nur ein Stall. An allen Ecken blies es herein, das Feuer, das Zraggen auf einem aus wenigen Steinen zusammengestellten Herd anmachte, bog sich wie eine fremdländische Purpurblume im Winde.

Wir kauerten gleich Späzen auf Telegraphendrähten Mann an Mann auf einem großen, aus einem Baumstamm gemeißelten Trog. Ein anderes Möbel gab es hier nicht. Das Feuer spendete nur dürftige Wärme, eine Flasche kreiste und höllisch scharfer Beerenchnaps beschämte die mühselige Blut. Die Worte tropften leer und vereinzelt in die Stille, Köpfe sanken auf die Brust; mir selbst fielen mählich die Augen zu.

„Ihr könnt es bequemer haben“, meinte Zraggen. Er nahm seinen Schlafpelzmantel und legte ihn in den Trog. Ich sträubte mich nur schwach — ich war so müde. Der Körper schien schlaff und leer, der Kopf ausgebrannt.

So lag ich nun eingepreßt in der Krippe. Wirre Träume kamen und gingen — ich sah wieder im Eisenbahnzug, blickte zum Fenster hinaus, da kam auf der eingleisigen Strecke von oben ein Gegenzug. Näher, immer näher! Herrgott, sah denn der Lokomotivführer nicht die Gefahr? Ich wollte zur Rotleine greifen, aber ich konnte die Hand nicht heben. Gelähmt war ich, festgebannt in Erwartung des Kommenden. Noch eine Kurve — jetzt war der Zug da. Eine ungeheure Lokomotive mit glühenden Augen — wir stürzten in sie hinein wie in einen schwarzen Rachen — der Boden zitterte, es dröhnte, krachte, barst, splitterte — dann ein großes Fließen und Rauschen, als ströme in nächster Nähe ein Fluß.

„Jetzt ist sie niedergegangen.“

Zraggen beugte sich über mich. Ich lag in dem Trog eingeklemmt und konnte mich kaum rühren. „Die große Laue ist unten — Ihr habt gut geschlafen, Herr Pfarrer.“

„Das war die Laue?“

„Habt Ihr das Krachen gehört, ja? Und was so strömt, hört Ihr? Das ist der nachfließende Schnee. Nun warten wir noch ein wenig, bis die Masse zur Ruhe gekommen ist. Dann können wir unbedenklich gehen.“

Es war fünf Uhr morgens — fast sechs Stunden hatte ich in dem Trog geschlafen.

Wir aßen etwas Käse und Brot, fachten noch einmal das Feuer an. Es war sehr kalt geworden, der Schnee fiel nur mehr ganz dünn, zwischen jagenden Wolken liefen Sterne hin. Dann wurde es fahl, und über dem Monte Croce stand ein wolkenleeres grünes Himmelsband.

Neben der Hütte, kaum dreißig Schritte entfernt, war nachtsüber ein Berg gewachsen. Ein Zackengrat, wild durcheinandergewürfelte Brocken und Kugeln, dazwischen ausgerissene Zwergkiefern, Steine und Erde.

„So ist das mit der Lawine“, sagte der besinnliche Beni. „Die sammelt wochenlang ihre Kräfte, nur um in einer Minute Herr über Leben und Tod zu sein. Dann ist sie auch krepirt, liegt da, jedes Kind kann sie mit Füßen treten, und im Frühling frißt sie die Sonne. Der Mensch hingegen steigt langsam auf und fällt sachte ab . . .“

„Und der Beni fällt vor lauter Spintifieren in ein Schneeloch“, setzte Zraggen hinzu und beförderte Julen durch einen

festen Griff am Rocktragen aus einem schneeverwehten Trichter, der sich unter den Füßen des Dorfphilosophen geöffnet hatte.

Beni krappelte gleich uns weiter über die Furchen und Rämme des Lawinerrückens. „Ich bin lieber Mensch“, räsionierte er weiter, „und mach meine Sach im kleinen.“

„Ich kenne einen, der möchte lieber Laue sein, einmal in Bracht und Herrlichkeit wirken und dann nichts mehr.“

Sie stampften weiter; etwas wie Verlegenheit und Schuldbewußtsein war auf den Gesichtern, als kämen sie sich jetzt, da sie den Pfarrer aus der Lawinennacht geholt hatten, untreu gegen den vor, dem sie jahrelang gefolgt waren.

War es schon so weit, daß ich mit den Männern von Rocca über Gian Badrutt sprechen konnte? Ich wagte es.

„Wo ist der schwarze Gian jetzt? Seit langem geht keine Spur von der Bergine nach Rocca.“

Zraggen blieb stehen, auf seinen Bergstock gestützt. „Das ist im Winter zumeist so. Die Lawinengefahr ist groß.“

„Und heuer kommt noch eines dazu —“, ich wies auf den vor uns schreitenden Beni.

Da schüttelte Zraggen schwer seinen dunklen Apostelkopf. „Ihr werdet es nicht glauben, Herr Pfarrer, und es sprechen ja auch alle Zeiten dagegen — aber der Badrutt hat den Schuß nicht getan. Den Schuß auf wehrlose Wanderer aus dem Nebel heraus. Der Gian nicht, oh nein!“

„Zraggen!“ rief ich überrascht. „Was sagt Ihr da? Warum kam er dann nicht ins Dorf, um sich zu rechtfertigen? Er konnte doch denken, daß der Verdacht auf ihn fällt.“

„Sich rechtfertigen, das tut der Gian nicht. Dazu ist er zu stolz. Und jetzt schon gar nicht . . .“

„Jetzt?“

Fortsetzung folgt.

\* \* \*

## Weihnachten

Nun, heil'ge Nacht, nun schließ' mich in dich ein  
Und laß mich deinen süßen Pledern lauschen,  
Die uranfänglich über Schein und Sein  
An deinen Sternen usern und zerrauschen.

Nun löß' mich wieder einmal aus der Haft  
Des ruhelosen Lebenspiels hienieden,  
Und gib mir endlich wieder einmal Kraft,  
Mich einzufühlen ganz in deinen Frieden.

O füll' mir meine Seele bis zum Rand  
Mit Güte und mit liebendem Vergeben!  
O, schenk' mir Glauben an das Zukunftsland,  
Wo die Erfüller unsrer Sehnsucht leben . . .

Rudolf Riesenmey.

## Der Holzhirt und das Christbäumchen

Ein Weihnachtsgeschichtlein von Ernst Marti.

„Deppis Dumms e sol!“ Diesen Spruch knurrte der Staatsbannwart Kräuchi in seinen grauen Stachelbart, nachdem er unter vielem Brummen an einem Schreiben des Kreisförstlers herumstudiert hatte.

„Was stürmen sie wieder in Bern?“ fragte Eisi, seine übelhörige Frau, die auf dem Ruhbett saß und Erdäpfel rüstete.

„Sie befehlen, ich solle einem Stopfi, der nächster Tage

hier vorsprechen werde, Tannli anweisen . . . für Weihnachtsbäume. Das wird wieder so ein neuer Brauch sein, der nichts abträgt. Afen, ich will dir's laut ablesen: Bern, den 6. Christmonat 1886 . . .“ In diesem Augenblick ging die Türe auf und Kenneli, das jüngste Töchterlein, schoß wie aus einer Kanone ins Stübchen: „Juhu, am Bärzelistag ist im ‚Hirschen‘ zu Buchholz Tanz. Gelt, Metti, da darf ich gehen? . . .“